

Entwicklungspolitische Partnerschaften politisieren – für eine zukunftsfähige Welt

In Deutschland werden viele Partnerschaftsbeziehungen mit so genannten Entwicklungsländern gepflegt. Solche Beziehungen lassen sich auf verschiedenen Ebenen gestalten: Es gibt Länderpartnerschaften wie etwa zwischen Rheinland-Pfalz und Ruanda, Nordrhein-Westfalen und Ghana, Städtepartnerschaften wie zum Beispiel zwischen Hamburg und Dar-es-Salaam sowie zahlreiche Eine-Welt- und Gemeindepnerschaften. Dieser Beitrag konzentriert sich auf die letztgenannte Kategorie von Partnerschaften und will der Frage nachgehen, wie solche entwicklungspolitischen Partnerschaften gelingen können.

Um diese Frage beantworten zu können, empfiehlt es sich zunächst, einen Blick auf die Akteure dieser Partnerschaften zu werfen. Die Kirchliche Arbeitsstelle Südliches Afrika hat in den letzten Jahren zunehmend Partnerschaftsgruppen begleitet, und dabei ist es deutlich geworden, dass viele Gruppen „Partnerschaftsbeziehungen“ pflegen, sich aber wenig mit ihren eigenen Motivationen, Zielen und mit der Wirksamkeit ihrer Methoden, geschweige denn mit dem Nutzen der Partnerschaftsbeziehungen für sich selbst auseinandersetzen. Unterhält man sich mit diesen Gruppen über ihre „Partnerschaftsaktivitäten“, so zeigt sich, dass bei den meisten der Fokus auf „Projekten“ liegt. Die Identifikation der Projektpartner und die Umsetzung sowie Begleitung von Projekten – vor allem in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Ernährung, Basisinfrastruktur –, dies gehört gewissermaßen zu den Hauptcharakteristika und Kernaufgaben dieser Partnerschaften. Dies ist an sich nicht verwerflich. Im Gegenteil bezeugt dieses Engagement eine lobenswerte Sensibilität für die Wahrnehmung von Problemen in anderen Teilen der Welt und den Willen, sie zu lösen. Dennoch: auf diesen Transfer von Geld und/oder Waren vom Norden in den Süden reduziert, laufen Partnerschaftsbeziehungen Gefahr, sich nicht nur einseitig zu artikulieren, sondern auch an falschen Schrauben zu drehen. In der Tat funktionieren viele Partnerschaften, als ob die Rolle der Südpartner nur darin bestünde, über ihre Probleme zu erzählen, und die der Nordpartner darin, in die Tasche zu greifen, um diese Probleme mit finanzieller und technischer Unterstützung zu lösen. Deswegen drängt sich die Frage auf, welchen Nutzen denn Partnerschaftsgruppen aus dem Norden haben, wenn sie in ihren Partnerschaftsbeziehungen nur geben und nichts empfangen? Bei Gesprächen mit vielen Partnerschaftsgruppen fällt auf, dass die Frage nach dem Nutzen von Partnerschaftsbeziehungen für hiesige Gruppen zu meist gar nicht gestellt wird. Dass die Ziele der Partnerschaftsbeziehungen für die Gruppen aus dem Norden nicht von Anfang an reflektiert sind, hängt offenbar mit der Tatsache zusammen, dass sich viele der existierenden Partnerschaften an einem Entwicklungsdiskurs orientieren, der nach dem Schema konstruiert ist: „Wir als die Entwickelten kooperieren mit den Unterentwickelten in den Entwicklungsländern“. In diesem Verständnis reduziert sich Partnerschaft darauf, in der nördlichen Hemisphäre, wo Entwicklung schon erreicht sei und als Zustand verstanden wird – was an sich absurd ist –, Geld und Güter zu sammeln, um dort, wo dieser Zustand noch ein Traum ist, an Veränderungen mitzuwirken. Und der Referenzrahmen dieses Verständnisses ist in den allermeisten Fällen das herrschende kapitalistische Gesellschafts- und Entwicklungsmodell.

Angesichts der globalen Krisen, die zugleich Energie, Ökonomie, Ernährung, Finanzen, Klima, moralische Werte und politische Handlungsfähigkeit betreffen und die unmittelbar mit dem herrschenden System zusammenhängen, machen Partnerschaftsbeziehungen nur dann Sinn, wenn sie die Beschäftigung mit den strukturellen Ursachen der Probleme, welche

die Partnerschaftsgruppen in den Entwicklungsländern zu bekämpfen versuchen, in den Vordergrund stellen, anstatt sich lediglich mit den Symptomen zu beschäftigen und diese lindern zu wollen. Vielmehr ist es für Partnerschaftsgruppen notwendig, sich auf neue Lernprozesse einzulassen, welche sich mit dem herrschenden Gesellschafts- und Entwicklungsmodell grundlegend kritisch auseinandersetzen, um gerade auch für den hiesigen Kontext alternative Lebensmodelle entwerfen zu können.

Auseinandersetzung mit strukturellen Ursachen der Probleme der Entwicklungsländer

Armutsbekämpfung durch Projektförderung von Akteuren aus dem Norden im Süden mag für die direkten Zielgruppen zumindest für eine gewisse Zeit Veränderungen zu bewirken, sie kann aber auf langer Sicht Abhängigkeiten schaffen und sich als kontraproduktiv erweisen, wenn die strukturellen Ursachen der Probleme nicht wahrgenommen werden. Mal angenommen, die Gesundheitsversorgung ist in einem Land aufgrund von Korruption katastrophal: Würde dann die Unterstützung einer Gesundheitsstation in einer bestimmten Region dieses Landes nicht nur Abhängigkeit der Zielgruppe von außen und Entlastung für die nationalen Entscheidungsträger schaffen, wenn die direkte Hilfeleistung nicht zugleich mit Anstrengungen verknüpft wird, die Zielgruppen zu ermächtigen, gegen Korruption zu kämpfen? Viele halten dem entgegen, dass eine Maßnahme wie Korruptionsbekämpfung viel zu politisch sei und deswegen nicht von außen erzwungen werden könne bzw. solle. Es geht aber im Rahmen der Partnerschaftsbeziehungen faktisch gar nicht darum, Korruptionsbekämpfung von außen erzwingen zu wollen, sondern vielmehr um den konstruktiven Austausch von Erfahrungen darüber, wie sich der Gesundheitssektor effizient und effektiv finanzieren, verwalten und kontrollieren lässt. Auch wenn viele Erfahrungen nicht einfach von dem einen Kontext auf den anderen übertragbar sind, lässt sich zumeist von den Erfahrungen der jeweils anderen lernen. Wenn es stimmt, dass Veränderungen, um nachhaltig zu sein, von den spezifischen immanenten Notwendigkeiten ausgehen und per selbst bestimmten Tempo gestaltet werden müssen, dann erreichen entwicklungspolitische Partnerschaften ihre Essenz nur, wenn sie – neben der unerlässlichen Berücksichtigung des übergeordneten politisch-ökonomischen Kontextes – zudem den Blick auf die lokalen Ressourcen lenken und lokale Akteure als Subjekte ihrer Transformationsprozesse wahrnehmen und begleiten. Ansonsten liefern entwicklungspolitische „Partnerschaften“ Gefahr, die Außenorientiertheit sowohl im Blick auf materielle als auch auf humane Ressourcen zu zementieren. Zur Berücksichtigung der strukturellen Ursachen der Probleme gehört auch die Auseinandersetzung mit dem Einfluss der deutschen bzw. der europäischen Politik auf die Länder, in denen sich Partnerschaftsgruppen engagieren. Angesichts einer europäischen Agrarpolitik, die in verarmten Ländern Existenzgrundlagen zerstört, einer Rüstungspolitik, die zumindest zur Verlängerung von Konflikten beiträgt, einer Rohstoffpolitik, die einer Plünderung natürlicher Ressourcen gleichkommt und einer Finanzpolitik, die massive illegale Kapitalabflüsse von den vermeintlich armen in die reichen Länder begünstigt, erweist sich die kritische Beschäftigung und der Protest gegen diese Fehlentwicklungen im europäischen Kontext als notwendig, will man als Partnerschaftsgruppe aus dem Norden ernsthaft zu nennenswerten Veränderungen im Süden beitragen. So gesehen gehört zum Kern einer gelungenen entwicklungspolitischen Partnerschaft eine Arbeitsteilung, die dafür sorgt, dass jede Partnerschaftsgruppe sich in erster Linie in dem Kontext engagiert, den diese am besten kennt. Dies bedeutet, dass deutsche Partnerschaftsgruppen in erster Linie an der Transformation Deutschlands im Sinne der Ziele einer sozial- und umweltverträglichen sowie klimagerechten und zukunftsfähigen Welt arbeiten, während etwa namibische Gruppen im eigenen Kontext an den gleichen Zielen arbeiten. Die Kooperation zwischen diesen sich prioritär in ihren jeweils eigenen Kontexten engagierenden Gruppen würde dann vor allem dazu dienen, Informationen auszutauschen, die Kompetenzen der jeweils anderen zu stärken und gemeinsame Lernprozesse anzustoßen. Für alle Partnerschaftsgruppen, vor allem aber für die Gruppen aus dem Norden bedeutet dies, dass ein grundlegendes Umdenken gefragt ist.

Ein grundlegendes Umdenken über das kapitalistische Entwicklungsmodell

Eine Beschäftigung mit den strukturellen Ursachen der Probleme unserer „Einigen Welt“ heute führt deutlich vor Augen, dass das herrschende Gesellschafts- und Entwicklungsmodell an klare Grenzen stößt, die in den viel thematisierten multiplen globalen Krisen in brutaler Weise Ausdruck finden. Angesichts dieser sich verschärfenden Krisen ist eine bewusste oder unbewusste Reproduktion des herrschenden Entwicklungsmodells unverantwortlich. Gefragt ist vielmehr die Mobilisierung aller spirituellen, kulturellen und intellektuellen Ressourcen, die der Menschheit zur Verfügung stehen, um die gemeinsame Zukunft zu gestalten. Partnerschaften müssten sich in diesem Kontext zu Orten gemeinsamer Lernprozesse für alternative Gesellschaftsmodelle entwickeln. Um diese Chance wahrzunehmen, ist ein Abschied von dem weit verbreiteten Denkansatz „Wir, die Entwickelten, und die unterentwickelten Anderen“ längst überfällig. Nur so können Partnerschaften sich in einer Weise weiterentwickeln, dass von ihnen tatsächlich ein Beitrag zu einer friedlichen, zukunftsfähigen, umweltfreundlichen und klimagerechten Welt ausgehen kann. Damit würden sie letztlich ihrer Essenz gerecht.